

### **3.Sonntag nach Epiphanias 2021 – Joh 4,46-54**

[46] Und Jesus kam abermals nach Kana in Galiläa, wo er das Wasser zu Wein gemacht hatte. Und es war ein Mann im Dienst des Königs; dessen Sohn lag krank in Kapernaum. [47] Dieser hörte, dass Jesus aus Judäa nach Galiläa kam, und ging hin zu ihm und bat ihn, herabzukommen und seinem Sohn zu helfen; denn der war todkrank. [48] Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht. [49] Der Mann sprach zu ihm: Herr, komm herab, ehe mein Kind stirbt! [50] Jesus spricht zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt! Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin. [51] Und während er hinabging, begegneten ihm seine Knechte und sagten: Dein Kind lebt. [52] Da erforschte er von ihnen die Stunde, in der es besser mit ihm geworden war. Und sie antworteten ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. [53] Da merkte der Vater, dass es die Stunde war, in der Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause. [54] Das ist nun das zweite Zeichen, das Jesus tat, als er aus Judäa nach Galiläa kam.

Liebe Gemeinde,  
auf der Kommode in ihrem kleinen Wohnzimmer stehen einige alte Fotos in Bilderrahmen. Eines davon zeigt Hertha mit ihrem Mann Werner, lang ist das her, es ist ihr Hochzeitsfoto, die beiden blicken zuversichtlich in die Zukunft, sie im weißen Brautkleid, er im Anzug, beides hatte ihre Mutter, sie war Schneiderin, genäht, denn damals nach dem Krieg gab es keine Ware von der Stange.

Das nächste Bild zeigt Hertha und Werner mit ihrem Sohn Thomas. Hertha hält das Neugeborene auf dem Arm, Werner lächelt stolz in die Kamera. Das nächste Bild zeigt Thomas im Konfirmationsanzug, etwas befangen angesichts der ungewohnten Kleider, ungewohnt im Mittelpunkt zu stehen, aber doch auch etwas abenteuerlustig in die Kamera blickend, hier freut sich einer auf das Leben und seine Herausforderungen.

Hertha erinnert sich gerne an diesen Tag zurück. Die ganze Familie war versammelt. Man ging nicht in eine Wirtschaft, denn man konnte es sich nicht leisten. Deshalb stand Hertha mit ihrer Mutter Tage zuvor schon in der Küche, backte Kuchen, kochte, putzte, sie war ganz erschöpft – so erinnert sie sich – als der Konfirmationstag kam, aber es war eben Thomas, ihr erster und ihr einziger Sohn. Da nahm sie diese Mühen gerne auf sich.

Das Konfirmationsfoto ist das letzte Foto von Thomas auf ihrer Kommode. Und heute noch bricht es ihr das Herz, wenn sie an die beiden Jahre nach der Konfirmation zurückdenkt. Es begann einige Wochen nach dem Fest. Plötzlich bekam Thomas Fieber. Ohne Erkältung. Das wird schon wieder, dachte sie sich damals. Denn auch sonst hatte ein Antibiotikum und ein Fiebersenker immer angeschlagen. Aber dieses Mal war es anders.

Das Fieber ging nicht zurück. Es stieg. Ein Blutbild ließ die Ärzte aufschrecken. Und als die Diagnose feststand, da brach für diese Familie eine Welt zusammen: Eine besonders tückische Krebsart breitete sich in diesem bisher gesunden und jungen Menschen aus. Und die Medizin, die damals noch im Vergleich zu heute in den Kinderschuhen steckte, war machtlos.

Hertha schnürte es heute noch die Kehle zu, wenn sie an diese Monate zurückdenkt. An das Hoffen und Bangen, den Schmerz, den sie angesichts des Leidens ihres Kindes erlebte. Wie Werner seine Verzweiflung in sich hineinfraß, und sie beide bis an die Grenze der Belastbarkeit getrieben wurden. Sie erinnert sich an durchwachte Nächte, wie sie die Hände faltete und zum Himmel flehte, die Krankenhauskapelle, in die sie sich oft flüchtete, wenn die Wogen der Verzweiflung über ihr zusammenschlugen. Sie betete, sie flehte, sie klammerte sich an die Hoffnung, dass Gott doch helfen werde. Und sie erinnert sich noch gut an die Bitterkeit, die ihr Herz erfüllte, als sie mit Werner am Sarg von Thomas Abschied nehmen musste.

Bitterkeit, ein anderer Begriff fällt ihr dazu nicht ein. Bitter, weil sie ihre Hoffnung auf Gott gesetzt hatte, auf ein Wunder gehofft hatte, das bisschen Glaube, das sie hatte, gewagt hatte, schließlich stammte sie aus einem christlich geprägten Elternhaus. Aber als Thomas vor seinem Tod so schwach war, als er gestorben war, da blieb ihr nur Bitterkeit. Bitter war ihr Herz, voller Trauer, Enttäuschung und vergeblichem Vertrauen auf Gott. Nein, sie verlor nicht einfach ihren Glauben. Sie empörte sich vielmehr über diesen Gott, der so etwas zulassen konnte, der das Elend wenden konnte, es aber nicht tat.

Hertha hat in den folgenden Jahren viel nachgedacht, nachgelesen, nachgefragt, aber niemand konnte ihr eine Antwort geben. Vielleicht deswegen, weil die meisten, die zu trösten versuchten, diese Erfahrung des frühen Verlustes gar nicht selbst gemacht hatten. Sodass es ihr immer so vorkam, als würden sie nicht vom

Gleichen reden. Und dass sie gar nicht wirklich wussten, was es für Eltern bedeutet, vom eigenen Kind Abschied nehmen zu müssen.

Hertha liest trotz allem in der Bibel. Nicht täglich, und wenn, dann in Auswahl. Die Psalmen liebt sie. Darin findet sie sich wieder. In der Klage, im Aufschrei, und manchmal auch in den altvertrauten Worten vom guten Hirten. In den Evangelien blättert sie gerne, auch dann, wenn ihr der Inhalt manchmal ganz schön anstößig vorkommt. Wundergeschichten zum Beispiel. So wie die aus dem Johannesevangelium.

Zeichen heißen sie dort, nicht Wunder. Zeichen für die Vollmacht Jesu. Es geht um Jesus, nicht um die Wunder. Das ist Hertha aufgefallen, aber dieser Gedanke kann sie nicht versöhnen. Denn wenn es um Jesus geht, dann eben doch um den, der zumindest Wunder vollbringen könnte. Warum aber tut er es nicht? So fragt Hertha. Und sie denkt dabei nicht nur an sich selbst, sondern an so viele Menschen weltweit, die beten, die flehen, die von Jesus etwas erwarten – deren Beten und Flehen aber ohne Ergebnis bleibt.

Hertha kennt die Erklärungen der Theologen. Spitzfindig wie immer, um die Ecke gedacht, und auch im Kern nicht wirklich ehrlich: Statt zu sagen: Ich weiß es nicht, haben sie allerlei Antworten: Euer Gebet wurden eben auf andere Weise erhört. Sagen sie. Oder: Eine Antwort erhaltet ihr in der Ewigkeit. Oder: Wir Menschen verstehen die Wege Gottes nicht. Aber da kann Hertha, ansonsten eine sehr stille und bescheidene Person, richtig zornig werden. Denn eines ist ihr klar: Jeder, der auf dieser Erde für sich oder andere betet, jeder, der hofft und bangt, der hat ein Ziel: Genesung, Gesundheit, Heilung. Was denn sonst!

Als Hertha zum ersten Mal die Geschichte gelesen hat, die wir zuvor gehört haben, da konnte sie so richtig mitgehen. Mit diesem Vater, der alles auf eine Karte setzt, weil sein Kind todkrank ist. Der sich voller Hoffnung auf den Weg macht von Kapernaum nach Kana, ein Tagesmarsch. Hilf du meinem Kind! So wendet sich der Vater an Jesus. Und Hertha wundert sich über die schroffe Antwort Jesu: *Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.*

Was ist denn das für eine Antwort? Wäre sie an die Umstehenden gerichtet, an die Klatschreporter jener Tage, dann ja dann hätte sie ihre Berechtigung. Aber so zum Vater dieses Kindes zu reden? Der

nach dem letzten Strohalm greift? Damals als die Medizin noch machtlos und ratlos war. Seine letzte Chance heißt Jesus. Er weiß das. Er vertraut Jesus. Hat er so eine Antwort verdient?

Was dann geschieht, ist das eigentliche Wunder: Dieser Vater lässt den Kopf nicht hängen, er wendet sich nicht brüskiert und beleidigt ab. Sondern er bleibt hartnäckig, ja stur: *Der Mann sprach zu ihm: Herr, komm herab, ehe mein Kind stirbt!* Da ist höchste Gefahr, da ist keine Zeit für Diskussionen. Die Zeit drängt. Wie lange wird dieses Kind noch leben? *Jesus spricht zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt!* *Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin.*

Was hier geschieht, ist Vertrauen. Der Vater des Kindes vergewissert sich nicht, er glaubt. Er macht sich auf den Rückweg. Und auf dem Weg begegnen ihm seine Knechte und haben eine gute Nachricht: *Dein Kind lebt!* Und als er nachfragt, da erfährt er, dass in dem Moment als Jesus nach Hause schickte, auch das Kind gesund wurde. Und er glaubt an Jesus mit seinem ganzen Haus.

Hertha kennt diese Geschichte. Sie ist beim Lesen in der Bibel darauf gestoßen. Es ging ihr beim Lesen so, wie bei jeder Wundergeschichte aus der Bibel. Warum ist **mir** das nicht passiert? So fragt sie. Warum habe ich vergeblich gebetet, gehofft, gefleht, aber ohne Erfolg? Hertha hat darauf keine Antwort.

Und doch: So sehr ihr die Wundergeschichten, die Heilungen aus dem Neuen Testament Fragen aufwerfen, so sehr zieht es sie auch zu ihnen hin. Warum? Weil hier von Menschen in Grenzsituationen berichtet wird. Menschen, die krank sind, die keine andere Hoffnung mehr haben, als auf Jesus zu vertrauen. Menschen, die Hertha nahestehen, weil sie selbst diese Erfahrungen mit ihnen teilt. Sie kann sie verstehen, ihre Erlebnisse nachvollziehen, sie leidet mit ihnen, da ist eine enge Verbindung zwischen ihnen und ihr. Fast scheint es so, als könne sie sich in diese Geschichten hineinleben.

Allerdings mit einem unterschiedlichen Ergebnis: Dort mit Happyend, was sie von ihrem Leben nicht sagen kann. Hertha hat sich schon oft gefragt, was denn solche Wundergeschichten für **sie** bedeuten? Nun ist Hertha keine Theologin, denkt also nicht um hundert Ecken, sondern sagt es so, wie sie es denkt und wie ihr der Schnabel gewachsen ist.

Solche Geschichten, so sagt sie sich, sind ein Ärgernis für alle, die hoffen, deren Gebete aber nicht erhört werden. Aber zugleich locken sie auch, diese Geschichten. Sie sagen: Diesem Jesus kann man mehr zutrauen, denn er ist nicht irgendwer, sondern der Sohn, der vom Vater im Himmel gesandt wurde. Hertha hat akzeptiert, dass sie beides nicht zusammen bekommt. Dass sie diese Fragen nicht beantworten kann.

Woran Hertha nicht denkt: Dass auch das ein Wunder ist: Dass ihre Bitterkeit nicht in Gleichgültigkeit umgeschlagen ist. Dass sie diesen Gott nicht einfach abgeschrieben hat, damals, als ihre Welt zusammenbrach. Und auch heute noch nicht. Und ich sage mir: Das kommt nicht von ungefähr, das ist kein Zufall. Ich sage mir: Wer Gott sucht, der suche dort, wo Menschen dem Leid begegnen. Dort ist er am Werk. Fragen sie mich nicht wie, auch nicht warum, ich kann es ihnen nicht sagen. Aber auf eines vertraue ich: Dass alles und alle, die Lebenden und die Toten in seiner großen Barmherzigkeit geborgen sind.

Amen